

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Goody, Jack / Watt, Ian / Gough, Kathleen
Entstehung und Folgen der Schriftkultur

Aus dem Amerikanischen von Friedhelm Herborth. Mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 600
978-3-518-28200-7

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 600

Der Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit und die Ablösung verschiedener Schriftsysteme bis zu ihrer Perfektion in der alphabetischen Schrift der Griechen bedeuten mehr als einen technologischen Wandel der Kommunikationsmedien. Die Abstraktionsleistung, die zur Erfindung der Schrift, besonders der phonetischen, nötig ist, hat bestimmte soziale Voraussetzungen. Umgekehrt beschleunigt der tägliche Gebrauch der Schrift soziale Veränderungen, da der Kopf von der Mühe des Gedächtnisses befreit und für konzeptuelles Denken frei wird. Von den kulturellen Einbußen und Gewinnen, die die Vollendung der Schriftlichkeit mit sich bringt, ist die europäische Zivilisation geprägt: den Verlust an Unmittelbarkeit bei der Ablösung der mündlichen Rede durch die schriftliche Aufzeichnung hat bereits Plato beklagt; das Bewahren und damit Veralten der fixierten Texte läßt jedoch zugleich ein kritisches Bewußtsein entstehen und bezeichnet den Beginn der geschichtlichen Erfahrung, die das Vergangene vom Gegenwärtigen zu scheiden weiß.

Entstehung und Folgen
der Schriftkultur
Von Jack Goody, Ian Watt
und Kathleen Gough

Übersetzt von
Friedhelm Herborth

Mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer

Suhrkamp

Dieser Band enthält die drei ersten, allgemeineren Themen gewidmeten Aufsätze aus dem von Jack Goody herausgegebenen Buch *Literality in traditional Societies* sowie eine für die Taschenbuchausgabe dieser drei Texte verfaßte Einleitung von Heinz Schlaffer. *Literality in traditional Societies* erschien 1981 im Suhrkamp Verlag. Titel der Originalausgabe: *Literacy in Traditional Societies*. © Cambridge University Press 1968.

Jack Goodys in der Originalausgabe unter dem Titel »Einleitung« abgedruckter Text ist für die vorliegende Taschenbuchausgabe mit dem Titel »Funktionen der Schrift in traditionellen Gesellschaften« versehen worden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1986

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 600

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981, 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28200-7

Inhalt

Heinz Schlaffer

Einleitung: 7

Jack Goody

Funktionen der Schrift

in traditionellen Gesellschaften 25

Jack Goody und Ian Watt

Konsequenzen der Literalität 63

Kathleen Gough

Implikationen der Literalität

im traditionellen China und Indien 123

Literaturverzeichnis 146

Inhalt von *Literalität in traditionellen Gesellschaften* 162

HEINZ SCHLAFFER

EINLEITUNG

HISTORISCHE BEDINGUNGEN DER ERKENNTNIS ÜBER SCHRIFTKULTUR

Veränderungen befördern das Nachdenken. Seit sich die Anzeichen und Prognosen häufen, daß die Schrift ihre beherrschende Stellung als Technik der Kommunikation verlieren werde, hat sich der Blick für Entstehung und Folgen der Schriftkultur geschärft. Wer heute den technologischen Aufwand für die Ablösung von Schriftzeichen durch Zahlzeichen und Piktogramme sowie die kulturellen Konsequenzen der Ablösung von Schreiben und Lesen durch artifiziell vermitteltes Sehen und Hören beobachtet, der wird leichter als zu der Zeit, da die literale Zivilisation selbstverständlich war, zur Analyse jenes historischen Einschnitts geführt, der den Übergang von der ursprünglichen Mündlichkeit zur Schriftlichkeit markiert.

Für diesen Zusammenhang von Krise und Reflexion der Schriftkultur spricht, daß es vor allem Amerikaner sind, die deren Grundlagen und Anfänge erforscht haben. In Nordamerika hat die bäuerliche Herkunft der meisten Einwanderer, die ideologische Opposition gegen das gebildete Europa und die unmittelbare Anschauung der vollständig nicht-literalen Indianer und Neger ein Klima der ersten Mündlichkeit bewahrt, das die Durchdringung mit der zweiten Mündlichkeit von Grammophon, Telefon, Rundfunk und Fernsehen erleichterte. Marshall McLuhans Medienutopie des verkabelten Weltdorfs, in dem die ursprüngliche Oralität wiederhergestellt und perfektioniert ist, konnte nur in Amerika entstehen, nicht in Europa, dessen kulturelle Leitformen immer noch durch Buch und Schrift geprägt sind. Auch welche Fragen man an die Vergangenheit stellt, hängt von den Erfahrungen der eigenen Lebenswelt ab. Während die europäischen Philologen in der Tradition humanistischer Schriftverehrung standen und deshalb die ältesten Zeugnisse der Poesie als ›Literatur‹ nahmen, d. h. als Produkt

von Schriftstellern, brachte das gleichberechtigte Nebeneinander von mündlicher und schriftlicher Kommunikation amerikanische Gelehrte zu der Einsicht, daß die kulturelle Situation des frühen Griechenland überwiegend, wenn nicht ausschließlich durch ihren mündlichen Charakter bestimmt und deshalb eher durch ethnologische als durch philologische Methoden zu begreifen sei.

Milman Parry (1902-1935) hatte als erster an den formelhaften Wiederholungen die mündliche Komposition der homerischen Epen nachgewiesen. Am poetischen Verfahren der letzten Epen-sänger, der jugoslawischen Gulsaren, die Parry und sein Schüler Albert B. Lord in den dreißiger Jahren aufsuchten, ließ sich jene These bestätigen: Die Formeln dienen als erprobte Füllungen für die metrischen Erfordernisse der Verse und bieten dem Sänger bequeme Ruhepunkte für sein Gedächtnis.¹ 1933 datierte Rhys Carpenter die Einführung der alphabetischen Schrift in Griechenland auf das Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr., die demnach dem homerischen Sänger unbekannt gewesen sein mußte. Eric A. Havelock analysierte die mnemotechnischen Mittel und die sozialen Funktionen der frühgriechischen Poesie in einer mündlich organisierten Gesellschaft.²

1 Albert B. Lord, *The Singer of Tales* (Cambridge, Mass. 1960); dt. *Der Sänger erzählt* (München 1965). Der Gedanke, daß die Wiederkehr identischer Formeln ein Indiz für den mündlichen Vortrag der homerischen Epen sei, findet sich bereits 1798 in August Wilhelm Schlegels Besprechung von Goethes *Hermann und Dorothea*: »Homers Rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener Reden, und manche kleine Weitläufigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken.« (August Wilhelm von Schlegel, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Eduard Böcking, Bd. 11, Leipzig 1847, S. 210f.)

2 Die wichtigsten Schriften Havelocks: *Preface to Plato* (Cambridge, Mass. 1963); *Origins of Western Literacy* (Toronto 1976); *The Literate Revolution in Greece and Its Cultural Consequences* (Princeton 1982). – Wie sich durch eine ethnologische Perspektive die scheinbar festen Konturen der antiken Kultur verändern, zeigen auch die Arbeiten von Eric R. Dodds (vor allem: *The Greeks and the Irrational*, Berkeley/Los Angeles 1951; dt. *Die Griechen und das*

Wenn also die Epoche der mündlichen Kultur in Griechenland bedeutend länger dauerte als bisher angenommen, so durfte man vermuten, daß die Einführung, die Verbreitung und der nahezu unbegrenzte Gebrauch der Schrift – der perfektsten aller Schriften: der phonetischen – einschneidende Wirkungen nach sich ziehen mußte. Wie sich die verschiedenen Schriftsysteme seit Beginn der Hochkulturen entwickelt hatten, war schon öfters dargestellt worden. Die neue Aufgabe, die zuerst der Altphilologe Havelock erkannt und die der Ethnologe Jack Goody in dem Band *Literacy in Traditional Societies* (1968) übernommen hatte, hieß, die sozialen und intellektuellen Konsequenzen der Schriftlichkeit (literacy) aus der Differenz zu den Implikationen der Mündlichkeit (orality) zu bestimmen, und zwar in der klassischen Periode Griechenlands, da hier gleichzeitig – und dies wird kein Zufall sein – die Technik unserer Schrift und die Grundlage unserer Denkweise geschaffen wurden. An diesem ersten und folgenreichsten Beispiel einer vollständigen Schriftkultur war ein Modell gewonnen, das dann alternative und defizitäre Formen des Schriftgebrauchs in den »traditionalen« Gesellschaften der außereuropäischen Kulturen beschreibbar machte.³

Jeder Wissenschaft geht ein Wissen voraus. Anfänge einer Reflexion über das Verhältnis von mündlicher und schriftlicher Kultur reichen bis ins Altertum selbst zurück. Bereits Flavius Josephus hatte um 100 n. Chr. vermutet, daß die *Ilias* und *Odyssee* zunächst mündlich tradiert und später erst schriftlich redigiert wurden – ein bald wieder vergessener Gedanke, dem erst 1795 Friedrich August Wolf zu wissenschaftlicher Dignität verhalf, indem er darlegte, daß die Griechen zur Zeit Homers noch nicht schreiben konnten, den ›Autor‹ Homer zur Fiktion erklärte und an den Werken, die unter seinem Namen überliefert sind, die Eingriffe einer späteren schriftlichen Bearbeitung kenntlich machte.⁴

Irrationale, Darmstadt 1970), der die Spuren eines frühgriechischen Schamanismus noch in den Texten der klassischen Philosophie und Dichtung entdeckte.

3 Im originalen Sammelband folgen den drei ersten, hier abgedruckten Beiträgen acht weitere Aufsätze über das Verhältnis von Oralität und Literalität in einzelnen Ländern Asiens, Afrikas und im vorindustriellen England (s. *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, hrsg. v. Jack Goody, Frankfurt 1981).

4 Friedrich August Wolf, *Prolegomena ad Homerum* (Halle 1795); dt. *Prolego-*

Noch im klassischen Zeitalter Griechenlands war der Gebrauch der Schrift so jung und daher so wenig selbstverständlich, daß neben dem offensichtlichen Gewinn auch die Verluste, welche die neue Technik mit sich brachte, spürbar und benennbar wurden. Platon, der die Dialoge seines nur mündlich lehrenden Meisters Sokrates im Buch aufbewahrte, lieferte eine erste Kritik dieses Mediums und damit eine erste Theorie über die ›Folgen der Schriftkultur‹. Im *Phaidros*⁵ trägt Platons Sokrates vier Einwände gegen die Schrift vor: 1. sie schwäche das Gedächtnis, weil es sich auf eine äußere Stütze »vermittels fremder Zeichen« verlasse; 2. sie biete nur einen stummen Text (»Du könntest glauben, sie [die Schriften] sprächen, als verstünden sie etwas, fragst du sie aber lernbegierig über das Gesagte, so enthalten sie doch nur ein und dasselbe stets«), berauben also den Leser der Möglichkeit – die er als Hörer von Gesprochenem hätte –, sich den Sinn des Geschriebenen erläutern zu lassen; 3. sie sei – anders als die mündliche Rede – nicht auf einen mit Bedacht ausgewählten Kreis von Adressaten einzugrenzen, sondern schweife »unter denen umher, die sie verstehen, und unter denen, für die sie sich nicht gehört«; 4. »in einer geschriebenen Rede über jeden Gegenstand« sei »vieles notwendig nur Spiel«, weil ihr Autor nicht anwesend sei und er deshalb nicht mit dem Ernst seiner ganzen Person für die vorgebrachte Lehre einstehe.

Ex negativo erschließt Platons Kritik wesentliche Leistungen der Schrift: 1. Sie entlastet das Gedächtnis des einzelnen, indem sie dessen Inhalte einem wachsenden Archiv objektivierten Wissens einverleibt und hier abrufbar hält; 2. sie kann sich, dank ihres dauerhaften und dennoch beweglichen materiellen Substrats – haltbare Zeichen auf einer transportablen Unterlage – aus der Situation ihrer Entstehung lösen und an fernen Orten und in späteren Jahren

mena zu Homer (Leipzig 1908), S. 94–140. Bereits Robert Wood, *An Essay on the Original Genius of Homer* (London 1769), hatte die Überzeugung der Griechen vom hohen Alter ihrer – angeblich von Kadmos eingeführten – Schrift als Heroenlegende entlarvt.

5 274c–278b (Übersetzung von Friedrich Schleiermacher); ähnliche Bedenken finden sich in Platons 7. Brief (341b–344d). Vgl. die Diskussion dieser Passage aus dem *Phaidros* durch Goody und Watt (in diesem Bd., S. 78–81), Havelock, *Preface to Plato*, sowie Thomas Alexander Szlezák, *Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie* (Berlin 1985).

gegenwärtig sein, bedarf aber, um den Abstand der Räume und Zeiten zu überbrücken, der Übersetzung, des Kommentars, der Interpretation; 3. sie ist, zumal in der alphabetisch-phonetischen Form, von jedermann leicht zu lernen, so daß das durch Schrift verbreitete Wissen allgemein zugänglich und damit Element einer demokratischen Gesellschaft werden kann; 4. sie ist ein Produkt des einsam konzipierenden Schriftstellers, dem sich die Chance zum ungestörten Verfolgen neuer Ideen eröffnet und der sich zugleich dem Risiko des verantwortungslosen Einfalls und der bezaubernden Fiktion aussetzt.

Die von Platon entdeckten »Konsequenzen der Literalität« fanden in den nächsten zweitausend Jahren kaum noch Beachtung, da die Schrift ein gewohntes, bequemes Mittel intellektueller Kommunikation geworden war, ihr aktiver Gebrauch sich jedoch auf eine soziale Elite beschränkte, so daß seine Implikationen ebenso selbstverständlich wie ungefährlich schienen. Doch die Erfindung des Buchdrucks störte dieses Gleichgewicht einer »begrenzten Literalität«. Angesichts der schnellen Verbreitung des Geschriebenen durch die neue Technik gingen die Argumente aus Platons Dialog über den Nutzen und Nachteil der Schrift in institutionelle Gewalt über: Gegen die expansiven Möglichkeiten des Buchmarkts, des allgemeinen Schulunterrichts und der individuellen Lektüre wurden die restriktiven Instrumente der Zensur, der Indizierung und der Kanonbildung angewandt. Erst im 18. Jahrhundert traten zu den machtpolitischen Fronten kulturphilosophische Überlegungen hinzu.

Die Voraussetzungen der eigenen Kultur können nur bewußt und fragwürdig werden, wenn sie Alternativen kennengelernt hat. Dies geschah durch die Entdeckungsreisen, die im 18. Jahrhundert von gelehrten Beobachtern begleitet und mit kulturanthropologischen Berichten abgeschlossen wurden.⁶ Offensichtlich gehörte zu den prägenden Unterschieden der Kulturen die Verwendung oder Nicht-Verwendung von Schrift, spezieller noch – was die besonders ergiebigen Nachrichten aus China deutlich machten – die Verwendung verschiedener Schriftsysteme. Aus dem möglich, ja dringlich gewordenen Vergleich der modernen mit den traditiona-

6 Vgl. Urs Bitterli, *Die Wilden und die Zivilisierten* (München 1976), S. 269–324.

len Kulturen ging die Reflexion des Mediums Schrift hervor – wie noch heute die Erforschung von Oralität und Literalität vorwiegend aus solchen Gegenüberstellungen Einsichten gewinnt.⁷ Die Bewertungen der beiden Kulturtypen wurden bald strittig. Während sich das Vertrauen auf eine unendlich fortschreitende Aufklärung vor allem auf die Wissensvermittlung durch Schrift und Buch gestützt hatte, antwortet Rousseau auf die Preisfrage der Akademie von Dijon, »ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Läuterung der Sitten beigetragen habe«, mit einem provokativen Nein. Seit dem *Discours* vom 1750 kontrastiert Rousseau die Zwecke der Schrift, die zu den Abstraktionen und Verstellungen der modernen Gesellschaft beigetragen habe, mit der ursprünglichen Sprache des »guten Wilden«, die dem wahren Ausdruck der Leidenschaften gedient habe. Schrift erscheint als eine Entfremdung des Naturzustands, in dem es einzig die mündliche Sprache gab: »Die Schrift, die scheinbar die Sprache festhalten soll, ist genau das, was sie verändert; sie ändert nicht die Wörter, aber den Geist; sie ersetzt den Ausdruck durch Exaktheit. Man gibt seine Gefühle wieder, wenn man spricht, und seine Ideen, wenn man schreibt.«⁸ Wenn menschliche Fähigkeiten nicht nach ihrer fortschreitenden Perfektion, sondern nach ihrer Nähe zum »Ursprung« beurteilt werden sollen, dann wird die mündliche Sprache immer den Vorzug vor ihrer schriftlichen Fixierung und Weiterentwicklung erhalten. Émile, der Held von Rousseaus pädagogischem Roman, soll ohne Bücher aufwachsen (mit Ausnahme von Defoes *Robinson*, der selbst wie ein Wilder ohne Bücher leben mußte).

Emphase und Sehnsucht verbinden sich mit der Vorstellung einer ursprünglichen Mündlichkeit, seit Hamann und Herder die Idee propagieren, jene erste menschliche Sprache sei poetisch gewe-

7 S. Anm. 3 und den Aufbau der wichtigsten deutschen Veröffentlichung zu diesem Thema: *Schrift und Gedächtnis*, hrsg. v. Aleida und Jan Assmann und Christof Hardmeier (München 1983).

8 Jean-Jacques Rousseau, *Essai sur l'origine des langues*, Introduction par Angèle Kremer-Marietti (Paris 1974), S. 108. Eine Vorstufe dieser Favorisierung der Sprache des Gefühls gegenüber der Abstraktion der Schrift findet sich in solchen Traktaten des 16. und 17. Jahrhunderts, welche die Melancholie als typische Krankheit des Schriftgelehrten diagnostizieren und den Gesang als Therapie empfehlen (z. B. Robert Burton, *The Anatomy of Melancholy*, Oxford 1621).

sen, anders gesagt: die Poesie sei Abbild der in den Anfängen der Menschheit gesprochenen Sprache, Prosa hingegen das Resultat der Schriftkultur. »Mit Einführung der Schrift ging der größte Teil dieses alten Worts zu Grabe; nur Weniges von ihm ward aufbehalten und allmählich geregelt. Mit Einführung der Schrift kam Prose auf, Geschichte und Beredsamkeit wurden ausgebildet.«⁹ Auf der Suche nach der verlorenen Mündlichkeit beginnen Herder und seine Schüler (Arnim, Brentano, Jacob und Wilhelm Grimm), die im Volke erhaltenen Reste einer archaischen Poesie – Lieder, Märchen, Sagen – zu sammeln. So erweiterten romantische Imagination und historische Forschung den bloßen Begriff mündlicher Sprache zu einem vollständigen Bild einer oralen Kultur, deren Fragmente in der alttestamentarischen wie in der homerischen Welt, unter den Wilden und bei den illiteraten Teilen des eigenen Volks zerstreut und verborgen lagen.

Obgleich die romantische Opposition gegen die Schrift zu Fiktionen führte (etwa die Idee vom Dichter als Sänger) und in Paradoxien geriet (die mündliche Poesie wurde in Büchern gesammelt und also durch die Aufzeichnung gleichzeitig gerettet und ausgelöscht), so hat dennoch diese Rehabilitierung von gesprochener Sprache und mündlicher Kultur in den innovatorischen Wissenschaften des 20. Jahrhunderts nachgewirkt: in der Linguistik (deren Gegenstand, die Sprache, Saussure ausdrücklich von der Schrift abtrennt) und in der Ethnologie. Lévi-Strauss, der diese beiden Disziplinen in einer »strukturellen Anthropologie« zusammenbringt, sieht in Rousseau seinen wichtigsten Vorgänger. Anthropologie und Linguistik sind es denn auch, die heute die geeigneten Instrumente und Perspektiven liefern, um die komplexe Geschichte von Oralität und Literalität zu verfolgen. Letztlich hat also die romantische Zivilisationskritik des 18. Jahrhunderts jene Fragen gestellt, auf die die gegenwärtige Analyse von Grundbedingungen der europäischen Zivilisationen eine unromantische Antwort zu geben versucht.

9 Johann Gottfried Herder, *Briefe zur Beförderung der Humanität*, 8. Slg. [1796], 95. Brief (»Schrift und Buchdruckerei«), in: J. G. H., *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Bernhard Suphan, Bd. 18 (Berlin 1883), S. 87.

DER ÜBERGANG VON DER MÜNDLICHKEIT ZUR SCHRIFTLICHKEIT IN DER ANTIKE

Wir reden zwar, aber wir leben in keiner mündlichen Kultur mehr. Alles, womit es uns ernst ist – Religion, Recht, Wissen –, legen wir schriftlich nieder, genauer: es begegnet uns immer schon als Niederschrift. Soll Gesprochenes bedeutungsvoll sein, etwa in politischen Reden oder bei Aussagen vor Gericht, so geht ihm Schrift als Konzept voraus oder folgt ihm als Protokoll nach. Mündliche Mitteilung, wie sie uns geläufig ist, bleibt daher von sozialer Verantwortung weitgehend befreit; ihre vollendete Gestalt erhält sie in der geistreichen, unverbindlichen Causerie. Höchstens in der abergläubischen – allmählich aussterbenden – Redewendung, man solle etwas nicht »berufen« oder »beschreien«, lebt die verblasende Erinnerung an eine Zeit weiter, in der die Wahl des richtigen oder falschen Wortes das Schicksal entscheiden konnte.

Eine präliterale Gesellschaft kann nur bestehen, wenn ihre Genealogie, Gesetze, Gebete und Zaubersprüche in zuverlässiger Form von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden. Um solche Reden beständig und damit überlieferbar zu machen, haben mündliche Kulturen ein reichhaltiges Repertoire von Mitteln ausgebildet: den Berufsstand der Sänger, deren trainiertes Gedächtnis über virtuose Mnemotechniken verfügt; die Befestigung des Wortflusses durch die regelmäßigen Rhythmen des Körpers (Puls, Atem, Schritt), so daß Metrum, Gesang und Tanz die Rede begleiten und ihren Ablauf leichter einprägen;¹⁰ die Standardisierung des Ausdrucks durch repetitive Formeln; die feste Einteilung der Redeweisen nach Länge, Metrum, Melodie, Sprachhöhe, Gelegenheit – wodurch eine begrenzte Anzahl von Gattungen entsteht, die mit der Gliederung der Lebenssphären übereinstimmen; den öffentlichen Vortrag dieser festen Reden an Festtagen, so daß sie der nachwachsenden Generation von Jugend an vertraut werden.

10 Während zu den antiken Kulturen der Tanz gehörte und die Festlieder deshalb durch die Vers-Füße der Tanzschritte geregelt waren, entwickelten die frühchristlichen Kirchenlieder als Ersatz für den Tanzrhythmus, der der Körperfeindlichkeit des Christentums zum Opfer gefallen war, den Reim als akustisches Signal der Wiederholung.

Elemente der Sprache, die wir heute als poetisch identifizieren, sind als Hilfsmittel einer auf das Gedächtnis gestützten Tradition erfunden worden. In diesem eher technischen Sinn trifft die schwärmerische Vermutung der Romantiker, daß die ursprüngliche Sprache der Menschheit Poesie gewesen sei, eine historische Tatsache. Allerdings war es die eigentliche Absicht der mündlichen Kultur gewesen, soziales Wissen zu sichern, nicht ›Poesie‹ hervorzubringen. Erst einer späteren Zeit, die bequemere Techniken zur Konservierung des Wissens besitzt, erscheint die ältere, nun unnötig gewordene Methode der Belehrung als befremdlich schöne Verschwendung und Steigerung sprachlicher Potentiale, die nun im Zauber des Überflüssigen als Poesie eine neue Geltung gewinnt. Allerdings nimmt auch in der oralen Kultur die bedeutungsvolle, mit ›poetischen‹ Mitteln ausgestattete Rede – dies übersehen die bloß instrumentellen Erklärungen als Mnemotechnik, wie sie Havelock, Goody und Watt geben – eine Sonderstellung ein, insofern die Abweichung von der Alltagssprache als Zeichen einer Inspiriertheit durch übermenschliche Mächte gilt: sie ist Rede von und mit Göttern oder Dämonen (ein Glaube, der freilich dazu beiträgt, den Wortlaut unvergeßlich und unverrückbar zu machen). Dieser Schein einer höheren Abkunft der poetischen Rede lebt fort in der Hochschätzung der Poesie und des Poeten (als vates, als Genie) auch im Zeitalter der Schriftlichkeit. Begriffe, Formen und Stoffe der europäischen Literatur stammen aus Griechenland, weil hier die ersten schriftlichen Aufzeichnungen eben diese bisher mündlich tradierte Poesie festgehalten haben. Nirgendwo sonst ist die Gedächtniskultur einer oralen Gesellschaft so umfassend im Archiv der Schrift überliefert worden. Für diese glückliche Rettung ist der Umstand verantwortlich, daß die Griechen – im Unterschied zu älteren orientalischen Hochkulturen – bis ins 8. Jahrhundert v. Chr. keine Schrift kannten,¹¹ dann aber sogleich das damals beste Schriftsystem, die phönizische Silbenschrift, übernahmen und zum phonetischen Alphabet vervollkommneten, das nun die exakte Transkription des noch ungeschmälerten Vorrats einer Gedächtniskultur erlaubte.

¹¹ Die im 15. Jhdt. v. Chr. entstandene Linear-B-Schrift, die in minoisch-mykenischer Zeit der Verwaltung diente, war seit dem 12. Jhdt. wieder vergessen worden.

Gerade dieser unvermittelte Umbruch von einer vollständigen Mündlichkeit zur technisch vollkommenen und thematisch unbegrenzten Schriftlichkeit macht Griechenland in der Epoche zwischen dem 8. und 5. Jahrhundert v. Chr. zum Paradigma aller Untersuchungen über die »Konsequenzen der Literalität.« Denn hier vollzieht sich der Übergang in fast begrifflicher Klarheit, und zwar zu einer Schrift, die selbst analytisch aufgebaut ist und wiederum – da das phonetische System sich von der Gegenständlichkeit der Piktogramme gelöst hat – zu begrifflichem Denken befähigt. Die logischen Leistungen, die der griechischen Schrift implizit sind, lassen sich am großen Unterschied zur Gedächtniskultur und am kleineren Unterschied zum unmittelbaren Vorgänger, der semitischen Silbenschrift, verdeutlichen. Die Rücksicht auf das Erinnerungsvermögen des Sängers und das Aufnahmevermögen seiner Zuhörer erzwingt den eigentümlichen Stil einer mündlichen Darstellung: sie ist additiv und nicht – wie es der schriftlichen Darstellung möglich ist – subordinativ, redundant und nicht ökonomisch, konservativ und nicht innovativ, anthropomorph und nicht begrifflich, sinnlich-konkret und nicht abstrakt, einführend und nicht distanzierend, situationsbezogen und nicht kategorial, personal und nicht sachlich, narrativ und nicht kausal, mythisch und nicht historisch.¹² »Mündlichkeit« oder »Schriftlichkeit« bezeichnen demnach nicht bloß verschiedene Medien, sondern ebenso verschiedene Denkweisen.

Aber selbst innerhalb phonetischer Schriftarten bestehen bedeutende kognitive Differenzen; dies hat Havelock durch den Vergleich von semitischem und griechischem Alphabet erwiesen. Zunächst mag es als eine untergeordnete Verbesserung erscheinen, daß die Griechen dem konsonantischen System der Phönizier noch die Vokalzeichen hinzufügten. Doch basierte diese Neuerung auf einer analytisch gewonnenen Erkenntnis, die ihrerseits kulturelle Folgen hatte: »Was die Griechen leisteten, war die Entdeckung, daß ein Zeichen einen reinen Konsonanten darstellen konnte, also einen Ton, den es in der Natur gar nicht gibt, sondern nur im Gedanken. Es erfordert eine Anstrengung bewußter Analyse, um

¹² Die Gegenüberstellung folgt Walter J. Ong, *Orality and Literacy* (London/New York 1982), S. 31-57.

wahrzunehmen und zu erkennen, daß die Bewegungen der Zähne, der Zunge, des Gaumens und der Lippen als Sprachton unwirksam sind, wenn sie nicht von einem vokalischen Atemstrom begleitet werden, der variabel zusammengepreßt wird.«¹³ Damit hat die griechische Schrift die größtmögliche linguistische Einfachheit, Eindeutigkeit und Nuanciertheit erreicht. Dagegen steht eine syllabische Schrift, wie sie die Phönizier und Hebräer verwendeten, vor dem Dilemma, entweder die vielen hundert Silben, die gesprochen werden, mit ebenso vielen Zeichen wiederzugeben, oder das System durch das Weglassen der Vokale zu reduzieren, was zu Mehrdeutigkeiten führt. Deshalb müssen sich Aufzeichnungen in dieser Schrift mit bereits gewohnten, eindeutigen Inhalten begnügen, oder sie bedürfen der Interpreten, die *ex cathedra* erklären, was gemeint sei. Die simple Sprache des Alten Testaments wie die Stellung der Gelehrten in der jüdischen Religion betrachtet Havelock als Konsequenzen dieses Schriftsystems, das eher der standardisierten Erfahrungswelt religiöser Kulturen angemessen ist als der experimentellen Erkundung einer profanen Zivilisation, wie sie in Griechenland entsteht.

In Griechenland blieb die mündliche Kultur trotz der Erfindung des Alphabets doppelt gegenwärtig: durch ihre fast ausschließliche Geltung bis nahe ans klassische Zeitalter und durch ihre umfangreiche, präzise Dokumentation gerade durch das Instrument der phonetischen Schrift. Obwohl nach ihrer Einführung im 8. Jahrhundert v. Chr. die Aufzeichnung in Prosa prinzipiell möglich gewesen wäre, dauerte es bis ins 6. Jahrhundert, bis die poetische Theogonie Hesiods durch die naturwissenschaftliche Prosa Anaximanders, und bis ins 5. Jahrhundert, bis die metrische Geschichtsepiik Homers durch die historischen Prosawerke Herodots¹⁴ und Thukydides' abgelöst wurden. Dieses Nebeneinander

13 Havelock, *The Literate Revolution* (s. Anm. 2), S. 99.

14 Der erste Satz der *Historien* lautet: »Herodot aus Halikarnassos veröffentlicht hiermit seine Forschung, damit die Werke der Menschen bei der Nachwelt nicht in Vergessenheit geraten, und damit große und wunderbare Taten der Griechen und der Barbaren nicht ohne Gedenken bleiben.« Mit dem Prosawerk entsteht die Idee des Autors, der mit seinem Namen für die Publikation verantwortlich zeichnet, da er nicht wie der Sänger ein festes Schema von Metren und Mythen übernommen hat und weitergibt, sondern die Sprache seiner Arbeit frei komponiert und ihren Stoff selbst überprüft hat.

machte es unvermeidlich, daß es zu einer Diskussion über diese beiden Formen der Wissenskommunikation kam. Durch die Angriffe der Philosophen gegen die Dichter löste sich die hergebrachte Verbindung von Poesie und Wahrheit. Dies lag letztlich, wie Goody und Watt zeigen, in der schriftlichen Fixierung der poetischen Mythen begründet, denen es nun verwehrt war, ihre Aussagen stillschweigend an die Erfordernisse der jeweiligen Gegenwart anzupassen und so ›wahr‹ zu bleiben; vielmehr waren sie als Texte dem Veralten und der Kritik ausgesetzt.

Obwohl diese Opposition der philosophischen Begrifflichkeit gegen die bunte Welt der Erzählungen auf dem Gegensatz von Schriftlichkeit und Mündlichkeit beruhte, galt dennoch diese und nicht jene als Norm in der gesamten öffentlichen Kultur der Antike. Platon schrieb zwar seine Dialoge, aber sie sollten Gespräche wiedergeben und Gespräche anregen (obgleich sie viel zu kompliziert sind, um mündlich geführt zu werden). Ein ähnlicher Widerspruch durchzieht die attische Tragödie: ihr Sinn für die Polis bestand darin, daß sie – und zwar ein einziges Mal – aufgeführt wurde; aber entworfen war sie als Buch, und als Buch lebte sie weiter, wenn auch ein literarisches Leben nur, das für die europäische Literaturgeschichte ebenso bedeutungsvoll wie für den Ort und die Zeit ihrer ursprünglichen Realisierung bedeutungslos war. Der konsequentesten Möglichkeit der Schrift, der Kommunikation zwischen dem einsamen Autor und dem einsamen Leser, mißtrauten die Griechen und Römer: sie hielten an dem Ideal einer politischen Öffentlichkeit fest, an der alle Bürger gleichzeitig teilnehmen konnten, obwohl sie mit der Schrift das technische Mittel erfunden hatten, dieser Öffentlichkeit zu entgehen. Gewiß war es für die Geschicke der Polis verhängnisvoll, daß durch Privatlektüre, in der der Einzelne allein durch den Besitz eines Buches das einst festlich Aufgeführte in seiner Imagination wieder hervorrufen konnte, das a-politische Privatdasein zur befriedigenden Existenzform wurde. Der Zusammenhang zwischen diesen gebildeten Privatleuten ist nur noch durch die Toleranz zwischen Lesern, die Verschiedenes lesen, bestimmt, nicht mehr durch die Partizipation von Zuhörern, die das Gleiche hören.

Verwirrend erschien den Griechen, daß die Schrift die Entstehung eines Dritten zwischen Wahrheit und Lüge begünstigte, der

Fiktion. Denn das Geschriebene ist fest und trotzdem unzuverlässig. Wer »ich« sagt, ist wirklich dieses Ich. Wer jedoch »ich« geschrieben hat, ist für den Leser, der die Schrift in Händen hält, nicht mehr greifbar. Sprechen und Hören geschehen gleichzeitig, zwischen Schreiben und Lesen liegt immer Vergangenheit. Das geschriebene »ich« ist abwesend, seine Gegenwärtigkeit also eine Fiktion.¹⁵ Die konkreten Namen, Ereignisse, Umstände in den Liedern der Sappho oder des Alkaios waren für die einstigen Zuhörer sinnfällig, für die späteren Leser derselben Lieder sind sie unbekannt und unsicher geworden. So gerät alle Dichtung in Verdacht, Lüge oder Täuschung zu sein. Es bedarf einer langen Diskussion, bis es Aristoteles gelingt, der poetischen Fiktion unter dem Titel der »Mimesis« einen Sonderstatus außerhalb des Entweder-Oder von Wahrheit und Lüge zuzubilligen.¹⁶

Die Wirkungen der Schrift waren bereits im klassischen Griechenland bedeutsamer, als es bei ihrer Einführung beabsichtigt sein konnte. Havelock spricht sogar von einem »neuen Status des Geistes – dem alphabetischen Geist«.¹⁷ Sobald die Schrift Aufgaben übernommen hat, die vorher dem Gedächtnis aufgebürdet waren, konnten sich die frei gewordenen intellektuellen Energien jenem konzeptuellen Denken zuwenden, aus dem griechische Philosophie und Wissenschaft hervorgingen. Formales, logisches Denken kann nicht ohne Schrift entstehen,¹⁸ es ist dem Vorgang des Schreibens

15 Vgl. Jan Assmann, »Schrift, Tod und Identität«, in: *Schrift und Gedächtnis* (s. Anm. 7), S. 70: »Die Schrift ist die Rede eines abwesenden Sprechers, und der ›Autor‹ [...] ist der abwesende Sprecher eines aufgezeichneten Textes. Der Tod ist die paradigmatische Form solcher Abwesenheit. Der Sprecher, der zur Feder (oder welchem Schreibgerät immer) greift, stirbt gleichsam als Sprecher, um als ›Autor‹ zu leben; indem er seiner Rede die materielle Präsenz der Schrift verleiht, tritt er selbst in die Distanz der Abwesenheit, aus der die Schrift ihn vergegenwärtigen und der Text ihm zum Denkmal werden kann.«

16 Vgl. Wolfgang Rösler, *Dichter und Gruppe* (München 1980); ders., »Schriftkultur und Fiktionalität«, in: *Schrift und Gedächtnis* (s. Anm. 7), S. 109-122; Bruno Gentili, *Poesia e pubblico nella Grecia antica* (Roma/Bari 1984), S. 3-66.

17 Havelock, *The Literate Revolution* (s. Anm. 2), S. 7.

18 Feldstudien in Usbekistan, 1931-32 unternommen, haben ergeben, daß kognitive Aufgaben von illiteraten Probanden nach Lebenserfahrungen, von literaten nach formalen Kategorien entschieden werden; s. A.R. Luria, *Cognitive Development* (Cambridge, Mass./London 1976).

selbst immanent, der eine überlegte Wahl und Komposition der Wörter erfordert. Ob die mündliche Rede gelingt, entscheidet sich in actu; sie ist irreversibel. »Demgegenüber können schriftliche Texte langfristig geplant werden. Entwürfe ermöglichen die Planung, Zurücklesen die Vergegenwärtigung von schon Geschriebenem. Radierungen und Streichungen tilgen Geschriebenes.«¹⁹ Die Idee der Machbarkeit, die seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. die griechischen Intellektuellen, Politiker und Ingenieure erfaßte, wäre ohne die Erfahrung der alphabetischen Schrift kaum denkbar gewesen. Denn sie gestattet es, losgelöst von den konkreten Lebenszusammenhängen, neue Konzepte zu fassen, sie mit logischer Stringenz niederzuschreiben und – falls die Mitwelt sie nicht verstehen und akzeptieren wollte – dem Urteil der Nachwelt zu überantworten. Während mündliche Überlieferung nur bestehen kann, wenn sie unablässig und lückenlos weitergegeben wird, besitzt der schriftlich fixierte Text, sobald er – auch ungelesen – archiviert wird, die Chance, in der Zukunft, selbst nach einer langen Periode der Verschüttung, zu wirken. Insofern ist er autonom. Entsprechend ändert sich beim Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit der soziale Charakter des Wissens: in den oralen Kulturen wird es von den Alten repräsentiert, deren Weisheit aus der langen Vertrautheit mit den Traditionen stammt; in einer fortgeschrittenen literalen Kultur sind es dagegen die unvorhersehbaren Ideen der Jüngeren, die die hergebrachten Wissensbestände revolutionieren.

SCHRIFTLICHKEIT UND MÜNDLICHKEIT IN DER NEUZEIT

Es sind besondere Rahmenbedingungen erforderlich, damit sich aus den Implikationen der Schrift die Konsequenzen der Literalität entwickeln. Solange die Schrift an steinerne Monumente und kultische Aufgaben gebunden ist wie in Ägypten, auf eine gesellschaftliche Elite beschränkt wie in China oder für religiöse Sonderbezirke

19 Brigitte Schlieben-Lange, »Schriftlichkeit und Mündlichkeit in der Französischen Revolution«, in: *Schrift und Gedächtnis* (s. Anm. 7), S. 195.